

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 12 (1956)

Artikel: Ist Toleranz zwischen Kirche und Judentum möglich bei beiderseitigem Absolutheitsanspruch?
Autor: Jasper, Gerhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961298>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebete machen. Da möchten wir wohl mit Bach beten: «Liebster Herr Jesu, wo bleibst du so lange? Komm doch, mir wird hier auf Erden so bange, komm doch und nimm mich, wenn dir es gefällt, von der beschwerlichen, angstvollen Welt».

IST TOLERANZ ZWISCHEN KIRCHE UND JUDENTUM MÖGLICH BEI BEIDER- SEITIGEM ABSOLUTHEITSANSPRUCH?

VON GERHARD JASPER, Bethel-Bielefeld

Zugleich ein Bericht über die 8. Tagung «Kirche und Judentum» in Lübeck, vom 27. 2. bis 2. 3. 1956, veranstaltet vom Deutschen Evangelischen Ausschluß für Dienst an Israel (Vorsitzender: Prof. D. Rengstorf, Münster).

Seit fast 2000 Jahren siedeln Juden und Christen vornehmlich im gleichen Raum; als Nebenraum kommt im wesentlichen nur noch die Welt des Islam in Betracht. In all diesen Jahrhunderten ist beiden — Synagoge und Kirche — ein unerschüttertes Absolutheitsbewußtsein zu eigen geblieben, und beide stehen sich in ungebrochenem Einzigkeitsbewußtsein gegenüber: Das jüdische Einzigkeitsbewußtsein, das Volk der Wahl Gottes zu sein, und das Einzigkeitsbewußtsein der Kirche, das in der Einzigkeit Christi gründet.

Darum war es ein Wagnis, bei einer Begegnung von Juden und Christen ein Thema herauszustellen, das von außen an die zwischen Judentum und Christentum stehende Frage herangetragen war: «Toleranz in christlicher und jüdischer Sicht»; denn der Begriff der Toleranz hat seinen Ursprung im Denken der Aufklärung mit ihrer *religio naturalis*, oder sagen wir mit ihrer «Vernunft-Religion». Es war darum nicht verwunderlich, daß ein studentischer Teilnehmer der Tagung in einer Aussprache die Frage stellte, was Toleranz inhaltlich eigentlich bedeute. Es wurde auch deutlich, daß der Begriff Toleranz sich als Belastung erwies. Man hat ver-

geblich nach einem guten, neuen Ausdruck gesucht, der an seine Stelle treten könnte. Vielleicht hätte man sagen können «Mut zur Liebe» (Bundespräsident Dr. Heuß). Dieses Wort wurde nicht ausgesprochen, stand aber unausgesprochen hinter vielen guten Beiträgen zur Sache.

Wenn man sich einige Gedanken zum Begriff Toleranz macht, ergibt sich eine Fülle von Aspekten. Gewöhnlich werden wir dem ursprünglichen Toleranz-Verständnis, etwa eines Lessing, nicht gerecht, denn dieses Wort ist durch seinen vielfach unangebrachten Gebrauch innerlich entleert. So können wir uns keine Vorstellung mehr machen von der menschlichen Tiefe und der geschichtlichen Fruchtbarkeit des Toleranzbegriffes bei Lessing; denn für ihn war «Toleranz nicht Duldung, sondern die selbstverständliche Bedingung menschlicher, geistiger Lebensgestaltung überhaupt. Auf der Entfaltung jedes, auch des bescheidensten menschlichen Keimes beruhte für ihn die ganze Erziehung des Menschengeschlechtes». Sie war ihm «eine höchst fruchtbare, auf die Vollkommenheit, Bereicherung und Erhöhung des menschlichen Lebens in seiner Ganzheit gerichtete Kraft. Nicht um der Ruhe und Bequemlichkeit der Menschen, auch nicht einmal um ihres bloßen friedlichen Nebeneinanderlebens willen verlangte Lessing Duldung und Anerkennung alles Menschlichen, sondern um der Entfaltung immer neuerer, immer reicherer, höherer Werte willen*». Diese Worte von Margarethe Susman besagen uns, daß es Lessing um ein Humanum ging. In der Wirklichkeit des Alltags aber erleben wir allzu oft, daß die Toleranz «es nicht vermeiden kann, intolerant zu werden, wo sie selbst getroffen wird. Dann wird das Prinzip der Toleranz ein intolerantes Prinzip». So hieß es auf der Lübecker Tagung. Ernsthaft wurde daher gefragt, ob nicht überhaupt die Toleranz vom Menschen her Utopie ist. Um so brennender ist dann die Frage, wie echte Toleranz möglich ist, ob sie nicht nur eine Möglichkeit von Gott her ist, weil Gott uns Menschen «toleriert», daß eben die Liebe Gottes uns Menschen trägt, so daß wir dann dahin gelangen, von der Liebe zu reden und in der Liebe zu handeln.

* Margarethe Susman, «Gestalten und Kreise», Diana-Verlag, Stuttgart-Konstanz, Seite 220 f. und 286.

Doch dann ist die Frage, ob Duldung oder Nichtduldung auf religiösem Gebiete «Beiprodukt» ist oder im Wesen der Religion verankert liegt. Absolutheitsdenken führt in der Regel zu Unduldsamkeit, denn im Hintergrund lauert die Gefahr eines Totalitätsdenkens, das sich leicht zur religiösen Gleichschaltung und zum Glaubenszwang verführen läßt. Dabei kann solche religiöse Intoleranz Ausdruck einer innersten Gewißheit sein, aber es kann ebenso und nicht minder auch Ausdruck innerster Ungewißheit und Unsicherheit sein, wie noch immer Fanatismus der Bruder der Ungewißheit und Unsicherheit ist. Man muß «fanatisch» glauben.

Der andere Weg ist das Zustandekommen einer Toleranz unter dem Zwange geschichtlicher Bedingtheiten, wo verschiedene religiöse Gemeinschaften zusammenstoßen und in Konkurrenz stehen. Dann bekommt der Begriff Toleranz eine Ähnlichkeit mit dem Begriff Koexistenz, indem man sich einfach mit dieser Tatsache abfindet. Dennoch sollte deutlich sein, daß Toleranz inhaltlich zur Voraussetzung hat eine Gesinnungsgemeinschaft auf dem Grunde der inneren Anerkennung des andern. Koexistenz gegensätzlicher Gewalten oder gegensätzlicher weltanschaulicher und religiöser Gemeinschaften kann demgegenüber bedeuten ein Waffenstillstandszustand unter dem Diktat des Zwanges der Verhältnisse (Augsburger Friede vom Jahre 1555 und der Westfälische Friede 1648); denn hier ist nicht Gesinnungsgemeinschaft die Voraussetzung der Toleranz, sondern die Gegensätzlichkeit der Gesinnung.

Eine Zweckmäßigkeitstoleranz kann aber auch begründet sein in einem Indifferentismus, wie er sich schließlich mit der Aufklärung ergab. Wenn wir dabei an die Beziehungen zwischen Juden und Christen denken, so ist ein Indifferentismus nur möglich zwischen «Heiden-Juden und Heiden-Christen» (bzw. Namensjuden und Namenschristen), wie es auf der Tagung hieß. Aber im Verhältnis zwischen echtem Judentum und echtem Christentum kann es sich nicht um eine Ausklammerung der Unterschiede handeln oder um ein Subtraktionsverfahren (Reduktionsverfahren) im Zurückgehen auf die Fundamentalien, die beiden gemeinsam sind, sagen wir einmal im Zurückgehen auf den gemeinsamen Gottesglauben im Absehen von der Christusfrage. Anders ist es schon, wenn man versucht, der Katholizität des Weges der Liebe raumzugeben, in-

dem man sagt: Echte Frömmigkeit ist immer ein menschliches Verhalten; sie lehrt uns und bedeutet ihrem Wesen nach: «Wir lernen zutiefst Mensch zu sein» (Dr. Goldammer).

Aber um des Wesens echter Glaubenstreue im Judentum und im Christentum bleibt es die Aufgabe, einer Toleranz ins Auge zu schauen, indem beide, Juden und Christen, ihrer religiösen Überzeugung getreu einander menschlich begegnen. So versuchte man in Lübeck eine «Standpunktbildung in dauernder Selbstkritik und im Blick auf den andern». Daß dies geschehen konnte, darf man zumal in Deutschland werten als bedeutsames geistiges, geschichtliches Ereignis, und es entsteht die bange Frage, ob es zukunfts-trächtig ist.

Es war ein guter Auftakt, daß Prof. D. Rengstorf uns die Gestalt Werfels in seinem Vortrag «Zwischen Sinai und Golgatha — Der religiöse Weg Franz Werfels» vor Augen stellte. Wer den Dichter näher kennt, weiß, daß Franz Werfel sein eigenes Mitmenschsein vor Gott auf dem religiösen Wege zu bewahren versucht hat. Ist er, wie Rengstorf glaubte sagen zu dürfen, «ein Glaubender in christlichem Verständnis» gewesen, und zwar in dem Sinne, daß er «ein jesugläubiger Jude, aber kein Christ» gewesen sei? Werfel traf der Vorwurf der Halbheit von beiden Seiten. Man muß auch zugeben, daß die Gestalten seiner verschiedenen Werke an dem Versuch scheitern, Synagoge und Kirche miteinander zu versöhnen. Dies ist darum der Fall, weil Christus letztlich keine Kompromisse duldet. Für Werfel ist Christentum «katholisches Christentum», wobei sofort hervorzuheben ist, daß er damit nicht die römisch-katholische Kirche meint, denn er nennt die wahre Kirche «christ-katholische Kirche». So kann es bei ihm heißen: «Wir sind die Juden des Christus», und er glaubt, daß das Judesein für ihn Schicksal ist, aus dem er nicht herausspringen kann. Ihm war ein «Desertieren» aus dem jüdischen Volk unmöglich. Immer aber bezeugt uns Werfel, zumal in seinen späteren Schriften, die innere, um nicht zu sagen die sakrale Würde der Synagoge und der Kirche, die darum eine göttlich-verpflichtende und uns Ehrfurcht abnötigende Würde sei. So prägt er das Wort: «Was wäre Israel ohne die Kirche, und was wäre die Kirche ohne Israel?» So steht er in Ehrfurcht stille vor den Wegen Gottes mit beiden. Und wir haben in

gleicher Weise in Ehrfurcht stille zu stehen, wenn wir Gottes Wege mit Israel bedenken in seiner Verwerfung und Erhaltung als Volk bis auf diese Stunde, und wenn wir auf Gottes Wege mit der Kirche schauen. Können wir dann sagen, wie es Rengstorff tat: «Werfel steht stellvertretend auf dem Wege zwischen Sinai und Golgatha und bezeugt uns damit den letzten Grund der Toleranz»? Oder lauert hier im Hintergrund für uns die Gefahr, daß wir einer doppelten Wahrheitsgewißheit raumgeben?

Auf der Tagung wurde man immer hingedrängt zu praktischen Fragen: Was sollen wir tun? Man stellte sich dabei mutig auch belastenden Fragen, denn notwendigerweise muß die Schau der Toleranz vom jeweiligen Standpunkt eine andere sein. Man denke angesichts des Einzigkeitsbewußtseins, das im Judentum lebendig ist, an die für es mit dem Judenchristentum gegebene Belastung. Kann das Judentum grundsätzlich eine Judenmission der Kirche anerkennen? Was würden wir sagen, wenn das Judentum unter der Christenheit missionierte und Menschen der Kirche Juden würden? Das Judentum selbst war einst missionierende Religion, aber ihm wurde im Römerreich das Proselytenmachen verboten. Wenn ein Sklave zum Juden gemacht wurde und dann Anzeige erstattete, hatte das eine Strafe des Juden im Gefolge. Hinzu kam eine innere Wandlung in der Wertung des Proselyten, die sich mit der Enttäuschung über sie ergab: Die gewonnenen Proselyten wurden oft die Väter der christlichen Gemeinden! Darum steht man bis heute der Aufnahme von Proselyten zögernd und zurückhaltend gegenüber, um zugleich zu sagen: «Die Frommen der Völker haben Anteil an der kommenden Welt.»

Umgekehrt wird im Judentum verstanden, daß für das Wesen des Christentums integrierender Bestandteil die Mission ist, daß also das Christentum «in sich missionarisch» ist. Es besteht auch für das Judentum dann die Möglichkeit die Judenmission der Kirche anzuerkennen, wenn sie «mit reinen Händen und geistlichen Mitteln arbeitet». Dennoch empfindet das Judentum als bedrohte Minderheit jegliche Trennung schmerzlich, wenn nicht gar als Verrat. Hinzu kommt aber, daß hier in Ansehung des Judenchristen eine innere Existenzbedrohung für das Judentum vorliegt, die mit der Christusfrage gegeben ist. Auch wir kennen für die Kirche eine

Grenze der Toleranz nach innen, wenn wir das Wesen der christlichen Botschaft angetastet glauben. Man denke an den Kirchenkampf im Dritten Reich zurück.

Aus der Grundidee des Judentums ergibt sich im Gegenüber zur Kirche auch darum eine andere Schau des Toleranzdenkens, weil es grundsätzlich die «Noachiden» als wahre Verehrer Gottes anerkennt. So haben seit Maimonides das Christentum und der Islam insofern Anerkennung gefunden, weil durch beide die Kenntnis des wahren Gottes und seines heiligen Gesetzes Verbreitung findet. Darum hat sich das Judentum nie als «allein seligmachende Kirche» empfunden. Und so konnte Landesrabbiner Geis, Karlsruhe, den Satz prägen, daß sich für das Toleranzdenken der Weg erschließe «hin zu dem Gedanken der vollen Anerkennung anderer Glaubenswirklichkeiten unter voller Aufrechterhaltung des eigenen Auftrags und der sich daraus ergebenden Lebensformen». Für uns Christen ergibt sich aus dieser Schau leicht wiederum die Frage, ob man nicht hier einer doppelten Wahrheitsgewißheit raumgibt.

Wir sprachen schon davon, daß das Judentum sich als bedrohte Minderheit empfindet. Auch darum nimmt für es die Toleranz eine andere Farbe an; denn als Minderheit unter den Völkern waren die Juden stets «Objekte der Geschichte». Es stand nicht in ihrer Macht, ob man sie duldete oder nicht duldete. Wir verstehen daher, wie schmerzlich es die Juden in Deutschland berühren muß, wenn sie vor einem «absichtsvollen Schweigen» oder gar vor «unberechtigter Vergeßlichkeit» gegenüber den Vorgängen von 1933 bis 1945 stehen, wenn man auch einschränkend sagen kann, daß immer wieder tapfere Stimmen sich erheben, die die Vorgänge unter dem Nationalsozialismus bei dem rechten Namen nennen. Erfreulich ist auch festzustellen, wie z. B. in zunehmendem Maße in der schöngeistigen Literatur diese Frage aufgenommen wird. Wenn wir uns aber überhaupt einmal die Geschichte der Beziehungen zwischen Synagoge und Kirche vor Augen halten, werden wir als Vertreter der Kirche mit Beschämung zugeben müssen, daß nicht nur etwa die Judenmission der Kirche eine Belastung für das Judentum bedeutet, sondern eben die Kirche selbst, die durch 2000 Jahre unchristlich an den Juden gehandelt hat.

Gerade dann wird aber die Frage brennend, wie es dahin kommen

kann, daß solche Vorgänge sich nicht wiederholen. In den Aussprachen redete man darum von den Aufgaben, die hier der Schule und vor allem auch dem Konfirmandenunterricht gestellt sind. Es ist den Kindern deutlich zu machen, daß das Alte Testament ein Stück Israel darstellt. Wofern das in der rechten Weise geschieht, wird von selbst jegliches leichtfertige Reden über das Judentum aufhören. Es war ein verheißungsvolles Zeichen auf der Tagung, daß die junge Generation, zumal ihre studentischen Teilnehmer, wiederholt fragte, was die Vergangenheit mit ihrer Schuld ihnen zu sagen habe. Die junge Generation ist in der Zeit des Nationalsozialismus zur Schule gegangen und hat mit 8 oder 12 Jahren das Bild des Juden in der Perspektive des berüchtigten «Stürmers» aufgenommen. Eine Revision des Bildes gelingt vielleicht den Studenten, die in der geistigen Auseinandersetzung stehen, aber wie steht es mit denen, die nach der Schule an die Werkbank gegangen sind? Die Frage wurde dahin erweitert: Ich bin etwa Quartaner (höherer Schüler in der 3. Klasse); was hilft es mir, wenn mein Vater sagt, «das habe ich getan»? Die Christen haben in jenen entscheidungsvollen Jahren des Dritten Reiches die Aufgabe gehabt, Zeugnis abzulegen, was es praktisch heißt, Christ zu sein — und haben nicht bestanden. Werden wir demnächst bestehen? Damit ist schon gesagt, daß die junge Generation vor der Aufgabe steht, sich von der älteren — unter Umständen auch von den eigenen Eltern — zu distanzieren. Es gilt, eine Last auf sich zu nehmen, um «die Sünde der Väter» zu tragen «bis ins dritte und vierte Glied». Für die junge Generation besteht die Gefahr, daß sie resignieren könnte. Dann wird eine notwendige Aufgabe nicht angepackt. In allem zeigt sich immer wieder, daß wir der Tatsache ins Auge schauen müssen, wie es ein jüdischer Redner einmal zum Ausdruck brachte: «Der Jude wird von den Völkern als «Pfahl im Fleisch» empfunden. Die Frage nach dem Sinn der Bewährung dieses seltsamen Volkes durch die Zeiten hindurch läßt Israel durch sein Dasein zu einer Herausforderung zur wahren Bewährung echter Menschlichkeit werden.» Wir müssen hinzufügen, daß nur ein waches Gewissen das öffentliche Leben gesund erhalten kann. Mit Recht wurde gesagt, daß der Kampf gegen den Antisemitismus nicht nur eine Sache der Liebe ist, sondern zugleich

auch eine Sache der innersten Selbstbehauptung; denn im Judentum wird immer zugleich die Kirche mit getroffen. Das ist auch ein Ausdruck dafür, wenn Kirche und Judentum nach Gottes unerforschlichem Willen aufeinander angewiesen sind: «Was wäre Israel ohne die Kirche, und was wäre die Kirche ohne Israel!» Darum hat die Kirche immer die Gefahr zu sehen, die ihr droht, wenn sie sich mit irgendeiner Ideologie und zumal einer Staatsideologie («Staatskirche», «Christliches Abendland») verbindet. Das Dritte Reich hat diese Gefahr ja akut werden lassen.

Von christlicher Seite wurde gesagt (Bischof Dr. Meyer, Lübeck), daß die Toleranz aus dem Zentrum der christlichen Botschaft zu begründen sei, eben wie wir hörten, auf Grund der Toleranz Gottes, der die Sünder straft und die Sünder richtet und sie doch toleriert. Es werde dem Wesen des Christentums nicht gerecht, die Brücke vom Menschen her zu schlagen. Das hieße, den Menschen in eine Mittelpunktssposition zu rücken. Sie sei nur von Gott her zu schlagen. Der Mensch lebt nur dadurch, daß sich Gott seiner angenommen hat. Das ist auch das letzte Geheimnis aller Toleranz. Müssen wir dann nicht deutlich sagen, daß das Geheimnis der christlichen Liebe (um einen anderen Ausdruck für Toleranz zu gebrauchen) in der Liebe Christi ihre Wurzel hat. Trennt dann nicht eine solche «christologische Begründung» der Toleranz, so daß völlige «Kommunikationslosigkeit» die Folge ist? Kann somit die Toleranz Gottes in Jesus Christus tragbare Basis unter uns Menschen sein? Wenn sie für Christen die Basis darstellt, ist sie dann nicht zugleich ein Riegel, der die Tür für den andern schließt? Dennoch, hieß es, ist die «christologische Begründung» der Toleranz darum eine Möglichkeit, weil uns durch sie die Liebe gegeben wird, die uns darum auch Israel gegenüber tolerant sein heißt und sein läßt; denn sonst würden wir der eigenen Existenz unter der Toleranz der Liebe Gottes untreu. Man kann es auch verstärkt so ausdrücken: Wenn wir unserer Existenz in der Liebe Jesu Christi nicht untreu werden, können wir gar nicht anders, als tolerant sein; und wir müssen dann hinzufügen: Unser Weg führt uns zuerst zu unsern Brüdern aus Israel, so wie es Paulus hielt. Damit ist freilich nicht eine Antwort gegeben auf die schwierige Frage: Was ist es um Israel nach Christus? Wohl aber: Israel gehört mit zur Gemeinde

Gottes. Und wir müssen dann fragend hinzufügen: Ist letzte Toleranz etwa nur «in Hoffnung» möglich? Wir haben vielleicht neben der Alltagswirklichkeit stets auch den eschatologischen Aspekt mitzusehen, so wie ihn uns Paulus mit Röm. 9–11 zeichnet. Was sagt uns als Christen dann besonders sein Ölbaum-Gleichnis?

Vom Standpunkt des Judentums aus wehrt man sich gegen eine Toleranz, die ein «Surrogat für Recht und Gerechtigkeit ist, ein Zwitter von Gerechtigkeit und Almosen». So ähnlich hat es einmal Dr. Leo Baeck ausgedrückt. Für ihn ist Toleranz wesentlich «Lieben wollen». Dann sind wir beide — Juden und Christen — nahe bei jener Toleranz, die den «Mut zur Liebe» tätig werden läßt, jeder aus seiner letzten Überzeugung heraus.

Erstmalig wurde bei einer solchen Studientagung die Bibelarbeit von jüdischer Seite geboten, und zwar durch Landesrabbiner Dr. Holzer, Dortmund. Im Anschluß an die Wochenabschnitte des vergangenen und bevorstehenden Sabbats suchte uns der Vortragende in einer «Ketten-Schriftstellen-Auslegung» seine Gedanken darzulegen. Er tat damit dar, wie jede jüdische Schriftexegese auch eine Korrektur der eigenen Anschauung sein kann. In der Aussprache wurde gefragt, in welchem Maße etwa Luthers Exegese unter dem Einfluß einer solchen jüdischen Art der Schriftauslegung stehen könne. Eine Untersuchung darüber fehlt freilich noch. Immerhin liegt hier eine Kontinuität der Schriftauslegung durch die Zeiten hindurch vor, die bis auf die nachexilische Zeit zurückgeht. Das Bestreben ist, «die aus der Schrift abgeleitete Erkenntnis zu erreichen». Das muß aber das Anliegen beider sein, der Kirche und der Synagoge.

Sachlich lag Dr. Holzer daran, herauszuarbeiten, was es um echte Auserwählung und Berufung zum Dienst in der Gegenwart vor Gott ist: Ex. 25, 8 in Verbindung mit 1. Kg. 8/27 sagt uns, daß es sich mit der Stiftshütte bzw. mit dem späteren Tempel nur um ein «Haus zur Weihung des göttlichen Namens» handeln kann, um eine «Stätte, wo der Name Gottes verherrlicht» wird, ein Haus zu seinem Ruhm, notwendig für uns Menschen als die Geschöpfe Gottes, da wir vergeblich sind und uns vor dem Ewigen beugen sollen. Es soll nicht eine «Gotteshaus-Religion» stabilisiert werden, sondern das Bewußtsein der Gegenwart Gottes gibt der «Religion

des Lebens» zur Heilighaltung des Lebens Nahrung. Gerade darum kann Priesterwürde nur Ausrüstung zum Dienst sein und nicht Macht. Darum steht vor dem Priester die Verpflichtung zum kompromißlosen Dienst (Lev. 10, 1–3). Das erfuhr auch Moses, wenn wir an die Geschichte vom Haderwasser denken (Num. 20, 12), wie immer und überhaupt Erwählung und Auswahl nicht im Sinne einer Bevorzugung mißverstanden werden darf. Diesem Gesetz ist auch der König unterworfen, wenn wir an Saul denken (1. Sam. 15). Die Bibelarbeit hatte ihren Höhepunkt in der Gegenüberstellung von Moses als den «nichtwissenden Wissenden», der als der wahre Diener und Prophet Gottes um das «Wesen der Pfade Gottes» ringt, während demgegenüber Bileam sich empfiehlt als der «alleswissende Unwissende». Auch damit hatte Dr. Holzer für die Tagung den «tragenden Pfeiler» einer Toleranz herausgearbeitet: das völlige innere Verstehen von Recht und Gerechtigkeit vor Gott, so wie es auch in Abrahams Fürbitte für Sodom und Moses Fürbitte für sein Volk zum Ausdruck kommt.

Es ließe sich noch viel zur Toleranz zwischen Juden und Christen sagen. Immer wird sich erweisen, daß Toleranz erst durch wahre Menschlichkeit, die in der Tiefe gegründet ist, wahrhaftig wird. «Der Gläubige, der sich der Wahrheit der eigenen Überzeugung bewußt ist, kann im Grunde den andern Glauben nicht als ebenso gültige Wahrheit anerkennen. Die Toleranz tritt also nicht im Glauben, sondern im sittlichen Verhältnis der Menschen... in ihre eigentliche Bedeutung. Echte Toleranz heißt echte Menschlichkeit, die wahre menschliche Begegnung ermöglicht, und Ehrfurcht haben vor der fremden Überzeugung», sagte Professor Hartmann in seiner Rede «Religion und bürgerliche Toleranz» in Frankfurt, März 1955.

Denken wir immer daran, daß das Wort Toleranz dem lateinischen Wortsinn nach zunächst etwas Negatives besagt, «ein zu Tragendes»; aber für Christen und Juden ist positiv gefordert das «Liebenwollen» und der «Mut zur Liebe». Die religiöse Überzeugung nivellieren wollen zur allgemeinen Menschlichkeit würde zugleich ihre Säkularisierung bedeuten.